

# Habilitationsvortrag

GERHARD MINNAMEIER

## Die historische Entwicklung ökonomischer Wertkonzeptionen in kognitiv-struktureller Sicht – eine entwicklungstheoretische Analyse<sup>1</sup>

**KURZFASSUNG:** Auf Basis der strukturgegenetischen Entwicklungstheorie JEAN PIAGETS wird versucht, wesentliche historische Entwicklungen im Bereich der ökonomischen Werttheorie herauszuarbeiten. Als Heuristik dient dazu auch eine Stufentaxonomie, die auf der Grundlage der in PIAGETS Spätwerk unterstellten dialektischen Entwicklungslogik für das moralische Denken erarbeitet wurde. Der Beitrag endet mit einer Erörterung pädagogischer Konsequenzen der entwicklungstheoretischen Analyse.

**ABSTRACT:** Based on PIAGET'S structural developmental theory (in its last version), the author attempts to reveal major advancements in the historical development of economic value theory. In this context, a taxonomy originally elaborated for the domain of moral reasoning serves as a heuristic to reconstruct stages in the field of economic reasoning. The paper closes with a discussion of educational consequences of the developmental reconstruction.

### 1 Problemstellung

Jede Lehrperson – ob an Schulen oder Hochschulen – wird gelegentlich die Frage beschäftigen, warum einzelne Adressaten partout nicht verstehen, was man sich redlich und mit allen Finessen zu vermitteln bemüht. Wenngleich eine solchermaßen umfassende und unspezifische Frage wohl kaum – und schon gar nicht im Rahmen des vorliegenden Beitrags – erschöpfend beantwortet werden kann, so lassen sich vielleicht dennoch einige prinzipielle Überlegungen dazu anstellen. In diese Richtung zielt die Intention der nachfolgenden Ausführungen.

Dabei möchte ich, wenngleich nur in einem ersten tentativen Zugang, sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. *Zum einen* soll versucht werden, eine kognitive Stufenentwicklungstheorie und eine ihr entsprechende, für den Bereich des moralischen Denkens entworfene Stufentaxonomie auf eine genuin wirtschaftswissenschaftliche Thematik zu übertragen, nämlich die Entwicklung ökonomischer Wertkonzeptionen. Damit kann möglicherweise ein Beitrag zum besseren Verständnis der historischen Entwicklung auf diesem Gebiet geleistet werden, vor allem was die Frage nach den entscheidenden Fortschritten betrifft, die für die

<sup>1</sup> Überarbeitete Fassung eines am 15.02.2005 am Fachbereich 03 (Rechts- und Wirtschaftswissenschaften) der Johannes Gutenberg-Universität Mainz gehaltenen Habilitationsvortrags.

jeweiligen Paradigmenwechsel konstitutiv sind. Zugleich – und das ist sozusagen die zweite Fliege – verbindet sich mit einem solchen Zugang aber auch eine wirtschaftspädagogisch höchst relevante Fragestellung. Wenn die historische Entwicklung des Wertkonzepts überhaupt als Erkenntnisfortschritt im Sinne der Erreichung immer grundlegenderer, tieferer und zugleich umfassenderer Einsichten zu verstehen ist, so müssen auch einzelne Individuen, die ja alle bei Null anfangen, diese Entwicklung in irgendeiner Weise nachvollziehen – vorausgesetzt freilich, sie kommen so weit. Wohlgemerkt: das „in irgendeiner Weise“ deutet eine gewisse Offenheit an, auf die noch näher einzugehen sein wird, aber im Prinzip muss ein solcher kognitiver Weg vom Individuum beschritten werden und entsprechend wäre er auch pädagogisch zu begleiten bzw. zu unterstützen. Ich will daher versuchen, wenigstens ansatzweise und exemplarisch die Frage zu klären, wie ein spezifischer Teil des wirtschaftlichen Wissens aufgebaut ist und wie der Erwerb dieses Wissens systematisch angeleitet werden könnte.

Hierzu vorab noch ein paar einführende Erläuterungen: Den theoretischen Bezugspunkt für die nachfolgende Analyse bildet die kognitive Entwicklungstheorie JEAN PIAGETS. Eine Kernaussage dieser Theorie ist, dass Wissen durch „Assimilation“ an kognitive Strukturen erworben wird, dass also allererst eine gewisse „Form“ bestehen muss, mit der neue Inhalte angemessen aufgenommen bzw. adäquat verstanden werden können. Diese These allein ist, wenn auch höchst bedeutsam, freilich nicht neu, denn auch KANT wusste schon, dass „Anschauungen ohne Begriffe ... blind“ sind (1781/1968, 48 [KrV A 51 bzw. B 75]). Was PIAGET darüber hinaus beigetragen hat, ist vor allem eine Theorie der *Entstehung* solcher kognitiver Strukturen, insbesondere in Form einer dialektischen Entwicklungslogik. Diese Entwicklungstheorie dient im vorliegenden Kontext als Heuristik für die Rekonstruktion der Entwicklung ökonomischer Wertkonzeptionen.

Bei der Behandlung der so gefassten Fragestellung gehe ich folgendermaßen vor. Zu Beginn werden *drei* der mir unter dem Entwicklungsaspekt als wesentlich erscheinenden ökonomischen Wertkonzeptionen kurz skizziert (Abschn. 2). Dabei beschränke ich mich auf die Zeit vom Beginn der Neuzeit bis zu den ökonomischen Klassikern. Im nächsten Schritt (Abschn. 3) wird an diesen Beispielen die kognitive Entwicklungslogik erläutert, vor deren Hintergrund anschließend noch auf weitere Wertkonzeptionen eingegangen wird, um einen umfassenderen Einblick in die sich ergebende kognitive Landschaft zu bieten (Abschn. 4). Abschließend gilt es, die entwicklungstheoretische Perspektive wirtschafts- bzw. wissenschaftsdidaktisch zu wenden (Abschn. 5).

## 2 Neuzeitliche Wertkonzeptionen

### 2.1 Merkantilismus

Ausgangspunkt für die Entwicklung eines neuen Verständnisses war die Kritik an der scholastischen Lehre vom gerechten Preis, deren Ideal einer objektiven Ausgewogenheit und Angemessenheit nun einer offenbar *notwendig subjektiven* Sichtweise Platz machte. Trefflich auf den Punkt bringt dieses neue Denken beispielsweise MONTAIGNE. Unter dem Titel „Der Gewinn des einen ist des anderen Schaden“, verdeutlicht er die perspektivische Subjektgebundenheit in seinen *Essais* so: „Der Athener Demades verurteilte einen Bürger seiner Stadt, dessen

Metier es war, die für Bestattungen notwendigen Dinge zu verkaufen, mit der Begründung, daß er einen zu hohen Preis dafür fordere, den er ohne den Tod so vieler Leute niemals erzielen würde. Dieses Urteil scheint mir verfehlt, da man Profite allein auf Kosten anderer erzielt und demnach jede Art von Gewinn verurteilt werden müsste. Der Kaufmann kann nur durch die Verschwendungssucht der Jugend gute Geschäfte machen, der Bauer nur durch die Getreideteuerung, der Architekt nur durch den Einsturz der Häuser, und die Richter und Advokaten leben von den Prozessen und Streitigkeiten der Leute; sogar Ansehen und Amt der Diener Gottes verdanken sich unseren Lastern und unserm Tod“ (1580–1588/1998, 60 [1. Buch, 22. Essay]).

Mit anderen Worten: Wirtschaftlicher Austausch findet vor dem Hintergrund individueller Bedarfslagen statt, und je größer Mangel und Not auf der einen Seite, desto größer der Gewinn auf der anderen. Die Übersetzung dieser grundlegenden Sichtweise in ein ökonomisches Wertverständnis nahmen wohl als Erstes italienische Denker in Angriff – allen voran DAVANZATI (1529 – 1606) und MONTANARI (1633 – 1687) (vgl. KAULLA 1906, 63; GOLDSCHMID 1949; SCHUMPETER 1965, 371–372, 381; KOCH 1995, 180–189; METTERNICH 1993, 178).

DAVANZATI sieht den Wert vor allem im Nutzen und also im *subjektiven Gebrauchswert* der Güter, der wiederum bedürfnisabhängig ist. Aber auch das sog. Wertparadoxon war DAVANZATI bereits bekannt (vgl. z. B. KRUSE 1959, 52; KOCH 1995, 183). Es besagt, dass Güter von großer Nützlichkeit billig und – umgekehrt – wenig nützliche Luxusgüter sehr teuer sein können. Zur Nützlichkeit als solcher kommt also der Aspekt der Knappheit bzw. Seltenheit hinzu, und diese beiden zusammen bestimmen für den Einzelnen den Wert einer Sache. Hierzu ein Beispiel: „Eine Ratte ist eine widerliche Sache; allerdings ist während der Besetzung von Casalino aus Gründen der Knappheit eine für zweihundert Florentiner verkauft worden, wobei der Preis dafür nicht teuer war, denn derjenige, der sie verkaufte, ist gestorben, und derjenige, der sie kaufte, konnte dem Tod entfliehen“ (geringfügig modifizierte Übers. von KOCH [1995, 184]).

Der so verstandene ökonomische Wert ist aber auch quantifizierbar. Wie wir wissen, war DAVANZATI neben BODIN einer der ersten, die eine – wenn auch krude – Quantitätstheorie des Geldes konzipierten. Hierzu und mit Bezug zum Wertproblem findet sich bei DAVANZATI eine bemerkenswerte Äußerung: „All diese [irdischen Dinge, die die Wünsche der Menschen erfüllen,] sind so viel wert wie ... alles geschmiedete Gold (und hier schließe ich Silber und Kupfer mit ein): Deshalb begehren alle Menschen alles Gold, um alle Dinge zu kaufen, um ihre Wünsche zu erfüllen und glücklich zu sein. Die Teile folgen dem Ganzen: Deshalb ist für den einzelnen Menschen ein Ding so viel seines Geldes und seiner Arbeit wert, wie sein Glück von ihm abhängt.“ (zit. n. MONROE 1966, 59–60).

MONTANARI ist der gleichen Auffassung: „Der wirkliche Preis und Wert einer Sache besteht in nichts anderem als in der Gleichheit der menschlichen Schätzung einer Sache und der entsprechenden Menge Gold oder an dessen Stelle die proportionale Menge Silber“ (zit. n. KOCH 1995, 188). Diese Wertbestimmung bleibt aber – wie in der Literatur auch einhellig betont – notwendig subjektiv verankert. Der *intersubjektive* Tauschwert ergibt sich dagegen lediglich als kontingentes Ergebnis eines Ausgleichs von Angebot und Nachfrage.

Fassen wir also zunächst zusammen: Das merkantilistische Wertverständnis stützt sich auf den subjektiven Gebrauchswert, wobei dieser Wert quantifiziert wird

durch einen – aus der Sicht des Subjekts – äquivalenten Geldbetrag. Der Tauschwert hingegen ergibt sich als lediglich kontingenter Ausgleich auf dem Markt.

## 2.2 Physiokratie

Wenn nun, auf Grund des nur ausschnittshaften Zugangs, speziell auf die physiokratische Schule FRANÇOIS QUESNAYS (1694 – 1774) eingegangen wird, so muss diesbezüglich m.E. die gängige Auffassung relativiert werden, die Physiokratie sei in ihrer Wirkung im Wesentlichen auf Frankreich begrenzt gewesen. Das mag in mancherlei Hinsicht stimmen, gilt aber nicht im Hinblick auf zentrale Ansichten im werttheoretischen Zusammenhang. Insbesondere gibt es ganz enge paradigmatische Bezüge zwischen PETTY (1623–1687), CANTILLON (1680–1734) und QUESNAY (vgl. z. B. SCHUM-PETER 1965, 284), aber auch JAMES STEUART wäre hier m.E. zu nennen.

Sie alle unterscheiden zwischen einem „natürlichen Preis“ (*prix naturel*) auf der einen Seite und einem „laufenden Preis“ (*prix courant*) auf der anderen, wobei der natürliche Preis dem *wahren Tauschwert* des betreffenden Gutes entspricht.<sup>2</sup> Der Wertbegriff wird damit nicht länger subjektivistisch und entsprechend auch nicht im Sinne des subjektiven Gebrauchswerts konzipiert. Die Frage ist aber natürlich, wie man systematisch zu einer solchen Auffassung gelangt.

Grundlegend hierfür ist die Rückführung des Wertes auf bestimmte Ursachen, namentlich Boden und Arbeit. Alle genannten Theoretiker gehen darüber hinaus von einer Kommensurabilität dieser beiden Wertursachen aus, und zwar insofern, als der Lohn für die Arbeit eines Tages dem durchschnittlichen Tagesbedarf eines Arbeiters an Nahrung, also letztlich wiederum an Bodenprodukten, entspricht.<sup>3</sup> (Dieses Verhältnis hängt allerdings von den jeweiligen Gegebenheiten und Gepflogenheiten ab und ist nicht im Sinne eines absoluten Existenzminimums zu verstehen.) Darin kommt nicht nur das sog. „eherne Lohngesetz“ zum Ausdruck, welches besagt, dass der Lohn gerade die Subsistenz des Arbeiters sichert, sondern auch die These von der Unproduktivität der Arbeit, weil sie nur Werte transformiere, aber keinen Mehrwert erzeuge. Der Mehrwert *aus der Landwirtschaft*, das sei noch ergänzt, fließt nach dem physiokratischen Modell den Grundbesitzern als Einkommen zu, die durch den Teil, den sie jeweils für den Kauf von Bodenprodukten verwenden, eine Multiplikatorwirkung in Gang setzen (vgl. z. B. KOLB 2004, 44–46).

Das bedeutet für den Wert schließlich Folgendes: Grundsätzlich wird auf dem Markt Tauschäquivalenz im Sinne des natürlichen Preises unterstellt. Die geiste-

2 Vgl. PETTY im Original: „(N)atural dearness and cheapness depends upon the few or more hands requisite to necessities of Nature ... But Political Cheapness depends upon the paucity of Supernumerary Interlopers into any trade over and above all that are necessary, viz. Corn will be twice as dear where are two hundred Husbandmen to do the same work which an hundred could perform: the proportion there of being compounded with the proportion of superfluous expence, ... then the natural price will appear quadrupled; and this quadruple Price is the true Political Price computed upon naturall (sic!) grounds“ (1662/1963, 90). Vgl. auch CANTILLON (1755/1931, 17–20) bzw. STEUART (1770/1913, 252–254).

3 PETTY etwa argumentiert „that all things ought to be valued by two natural Denominations, which is Land and Labour; that is, we ought to say, a Ship or garment is worth such a measure of Land, with such another measure of Labour ... This being true, we should be glad to finde (sic!) out a natural Par between Land and Labour, so as we might express the value by either of them alone as well or better then by both, and reduce one into the other as easily and certainly as we reduce pence into pounds“ (1662/1963, 90).

te Arbeit wird aufgewogen in Nahrung, und da es sich hierbei um die beiden Wertmaßstäbe handelt, gilt dieses Ausgleichsprinzip *mutatis mutandis* auch für alle anderen ökonomischen Transaktionen. Damit die sich auf dem Markt ergebenden Preise aber tatsächlich dem *natürlichen* Preis entsprechen bzw. in engen Grenzen um ihn herum variieren, und nicht bloß einen *laufenden* Preis widerspiegeln, müssen optimale Konkurrenzbedingungen gegeben sein (vgl. auch STEUART 1770/1913, 270–280). Unter diesen Bedingungen soll sich dann der natürliche Preis, quasi als stabiler Attraktor, von selbst durchsetzen. Die Bedingungen sind dabei allerdings entscheidend. QUESNAY verlangt z. B. dass landwirtschaftliche Betriebe eine gewisse und gleiche Größe haben sollen, weil sie sonst nicht effektiv produzieren und auch nur bestenfalls die Subsistenz der Kleinbauern sichern können. Auch hat sich QUESNAY zu keiner Zeit einer simplen „Laissez-faire“-Ideologie verschrieben, sondern vielmehr stets einer „*protection décidée*“ (ONCKEN 1902, 381) das Wort geredet. Insbesondere dürfe nach dem *ordre naturel* der Zinsfuß niemals die durchschnittliche Bodenreinertragsrate übersteigen (ONCKEN 1902, 377).

Der physiokratische Wertbegriff im Sinne eines natürlichen Preises entspricht also einer Äquivalenz von Leistung und Gegenleistung, wie sie sich unter idealen, der natürlichen Ordnung gemäßen Bedingungen einstellt. Dieser Wertbegriff klammert nun allerdings den Aspekt des subjektiven Gebrauchswerts aus, und so kritisiert beispielsweise TURGOT, seines Zeichens selbst ein Abkömmling der physiokratischen Schule, dass die subjektive, am Gebrauchswert orientierte Wertlehre in ihrem Rahmen keinen Platz hat (vgl. METTERNICH 1993, 233–235). Das liegt vor allem auch daran, dass sich der Wert nicht mehr unabhängig vom Tauschwert herleiten lässt.

### 2.3 Klassik

Den Klassikern gelingt schließlich die bislang vermisste Integration von subjektivem Gebrauchswert der Merkantilisten und intersubjektivem Tauschwert der Physiokraten im Rahmen einer objektiven Wertlehre (Gebrauchswert hier natürlich wieder nur in dem auf Knappheit relativierten Sinn zu verstehen). Grundlegend hierfür ist eine Harmonievorstellung, der zufolge das Gemeinwohl am besten dadurch gefördert werde, dass jeder Einzelne seinen individuellen Vorteil suche. Darüber hinaus bedarf es freilich eines selbst im Wert unveränderlichen Maßstabs.

Der *Nutzen* scheidet dabei – und so hatten es schon die Physiokraten gesehen – als Wertmaß aus. Zwar stellt er die wesentliche Voraussetzung dafür dar, dass ein Gut überhaupt einen Wert erlangen kann, aber er ist eben auch nicht mehr als eine Voraussetzung und weder die Ursache, noch das Maß für den Wert.<sup>4</sup> Doch auch der Tauschwert gilt den Klassikern lediglich als äußerlicher Ausdruck eines „inneren“ Wertes. Dieser „innere“ Wert bemisst sich nach Auffassung der Klassiker anhand der Arbeitsmenge, die auf die Herstellung eines Produktes verwendet wird bzw. gegen die sich ein Produkt austauscht. ADAM SMITH formuliert das so: „Der wirkliche oder reale Preis aller Dinge, also das, was sie einem Menschen, der

4 RICARDO etwa meint dazu: „Nützlichkeit ist demnach nicht der Maßstab des Tauschwertes, obgleich sie für ihn unbedingt wesentlich ist“ (1817/1972, 35 [Kap. 1]).

sie haben möchte, in Wahrheit kosten, sind die Anstrengung und Mühe, die er zu ihrem Erwerb aufwenden muß. Was Dinge wirklich für jemanden wert sind, der sie erworben hat und der über sie verfügen oder sie gegen etwas anderes eintauschen möchte, sind die Anstrengung und Mühe, die er sich damit ersparen und die er anderen aufbürden kann“ (1776/1974, 28).

Diese Definition ist in zweierlei Hinsicht zu erläutern: *Zum einen* wird Arbeit als die ursprünglich alleinige Ursache des Werts angenommen und im Wesentlichen dadurch erklärt, dass sich auch Grund- und Kapitalbesitz auf vorausgehende Arbeit gründen. SMITH geht, im Unterschied zu den Physiokraten, davon aus, dass Arbeit prinzipiell einen Mehrwert erzeugt, der entweder konsumiert oder aber gespart und investiert werden kann.<sup>5</sup> *Zum anderen* werden hier zwei grundverschiedene Perspektiven systematisch aufeinander bezogen: die der in die Herstellung bzw. Bereitstellung einer Leistung einfließende Arbeit (*embodied labour*) und die in Form der erworbenen Leistung vom Hersteller bzw. Händler kommandierte Arbeit (*commanded labour*) (vgl. hierzu auch DOBB 1977, 59–60).

Im einfachsten Fall, in dem ein Produkt allein mit Hilfe des Produktionsfaktors „Arbeit“ erzeugt wurde, sollten sich *embodied* und *commanded labour* stets ausgleichen, zumindest auf lange Sicht. Sobald Bodenrente und Profit, insbes. in ihrer zeitlichen Veränderung, hinzukommen, wird es komplizierter, weshalb RICARDO als Wertmaßstab nur *embodied labour* akzeptiert.<sup>6</sup> Aber das ist im vorliegenden Kontext nicht entscheidend, denn RICARDO zielt nicht auf einen absoluten Wert in Form tatsächlich aufgewendeter Arbeitseinheiten ab, sondern auf den relativen Wert der Güter untereinander (vgl. hierzu insbes. RICARDO 1986). Der relative Wert impliziert dabei den Ausgleich der wechselseitig kommandierten Arbeit, nur dass Letztere nicht den Wertmaßstab bildet.

Für das Wertverständnis der Klassik wesentlich ist dagegen (a) die Annahme einer objektiven Bestimmbarkeit des Wertes als arbeitsmengenmäßige Äquivalenz und (b) die Möglichkeit, an diesem Maßstab auch den subjektiven Wert eines Gutes zu bestimmen. Letzteres wird meist weniger hervorgehoben, aber es ergibt sich direkt aus der Theorie der Arbeitsteilung. Obwohl sich beim natürlichen Preis äquivalente Arbeitsmengen austauschen, hätte jeder der am Tausch Beteiligten mehr Arbeit aufwenden müssen, um die gekauften Waren selbst herzustellen. Damit hat man eben auch im Prinzip ein klares Maß für den subjektiven „Gewinn“, den ein jeder aus dem Tausch zieht, und zwar im Sinne relativer Arbeitersparnis.

5 „Sparsamkeit und nicht Erwerbsfleiß ist die unmittelbare Ursache für das Anwachsen des Kapitalbestandes. Tatsächlich schafft erst der Erwerbsfleiß, was durch Sparsamkeit angesammelt wird, doch was immer auch mit Fleiß erreicht werden mag, ohne Ersparnis kann der Kapitalbestand niemals größer werden“ (SMITH 1776/1974, 278–279).

6 RICARDO verweist darauf, dass Veränderungen in den Preisverhältnissen im Sinne von *commanded labour* unmittelbar zu Wertänderungen in den Produkten führen würden, obwohl die in ein Produkt eingeflossene Arbeit die gleiche bleibt. Das erscheint ihm unplausibel und vor allem gegen seine Intention gerichtet, einen in sich selbst unveränderlichen Wertmaßstab zu definieren (vgl. RICARDO 1817/1972, 37–39 [Kap. 1]).

Anzumerken ist hierzu, dass natürlich auch den Klassikern klar war, dass sich Marktpreise auf Grund von Angebot und Nachfrage bilden. Das wusste man ohnehin schon lange. Aber der so entstehende Preis hatte bei ihnen nichts mit dem (inneren) Wert einer Ware zu tun. „Die Ansicht, daß der Güterpreis einzig und allein von dem Verhältnis des Angebotes zur Nachfrage oder der Nachfrage zum Angebot abhängt, ist in der Volkswirtschaftslehre ... die Quelle vieler Irrtümer gewesen“ (RICARDO 1817/1972, 283 [Kap. 30]). Angebot und Nachfrage bewirken nach RICARDOS Auffassung lediglich Fluktuationen der Marktpreise um die natürlichen Preise, erklären diese aber nicht.

Zusammenfassend ist für die Klassik kennzeichnend, dass Arbeit als einheitlicher und objektiver Wertmaßstab fungiert, ferner, dass Arbeit – auf Grund der Arbeitsteilung – einen Mehrwert erzeugt, schließlich und vor allem, dass subjektiver Gebrauchs- und intersubjektiver Tauschwert integriert sind. Soweit die freilich aufs Wesentliche reduzierten drei Werttheorien, die im nächsten Abschnitt entwicklungstheoretisch analysiert werden sollen.

### 3 Stufen der kognitiven Entwicklung

Der soeben nachgezeichnete reale intellektuelle Entwicklungsprozess führte von einer in gewisser Weise subjektiven Wertlehre über einen – man könnte sagen „intersubjektiven“ Zwischenschritt – zu einer objektiven Wertlehre. Diese Sequenz entspricht der Abfolge von kognitiven Entwicklungsschritten, wie sie der späte Piaget unterstellt (vgl. PIAGET & GARCIA 1989). In meinen eigenen Arbeiten zur Entwicklung des moralischen Denkens habe ich auf diesen Ansatz einer dialektischen Stufenabfolge aufgebaut (vgl. insbes. MINNAMEIER 2000; 2001), und die dort gewonnenen Erkenntnisse sollen nun auf eine genuin ökonomische Fragestellung übertragen werden.

PIAGET nennt seine drei Stufen „Intra“, „Inter“ und „Trans“. Der grundlegende Dreischritt ist dabei folgendermaßen zu verstehen (vgl. Abb. 1): Im ersten Schritt (Intra) wird – unter einem bestimmten Aspekt – die eigene von der fremden Perspektive systematisch unterschieden und damit eine i.w.S. subjektivistische Position eingenommen, was im vorliegenden Kontext in der subjektiven Bestimmung des Werts als das zum Ausdruck kommt, was man für eine Ware an Zahlungsmitteln hingeben würde. Damit einher geht allerdings das Problem, dass sich beide Perspektiven nicht zugleich einnehmen lassen. Wie gezeigt, war im Rahmen des merkantilistischen Denkens allenfalls ein kontingenter interindividueller Ausgleich durch Angebot und Nachfrage denkbar. Deshalb wird im zweiten Schritt (Inter) versucht, die zuvor unverbundenen Perspektiven nun systematisch aufeinander zu beziehen, indem man die Transaktionen als solche in den Mittelpunkt rückt und die individuellen Bewertungen außer Acht lässt. Nebenbei bemerkt lässt sich auch nur so die bereits im Merkantilismus angenommene quantitätstheoretische Entsprechung von Geld- und Gütermenge als wertmäßige Entsprechung systematisch konstituieren. Ganz im Sinne der Betonung des intersubjektiven Austauschs wechselten die Physiokraten die Perspektive vom Gebrauchswert hin zum Tauschwert, der im Hinblick auf gleiche Kostenstrukturen bzw. Produktionsbedingungen auf beiden Seiten relativiert bzw. idealisiert wurde. Unter diesen Bedingungen sollten Preisverhältnisse exakt die Kostenverhältnisse und damit die Wertverhältnisse widerspiegeln, mithin sollte Tauschäquivalenz herr-

schen. Die jeweils individuelle Nutzenperspektive wurde dabei aber ausgeblendet. Eine in einem übergreifenden Sinne *integrierte* Sicht wurde, wie gezeigt, erst im Rahmen der klassischen Werttheorie erreicht. Damit entstand ein komplexes einheitliches System (Trans), wie die Skizze verdeutlichen soll.

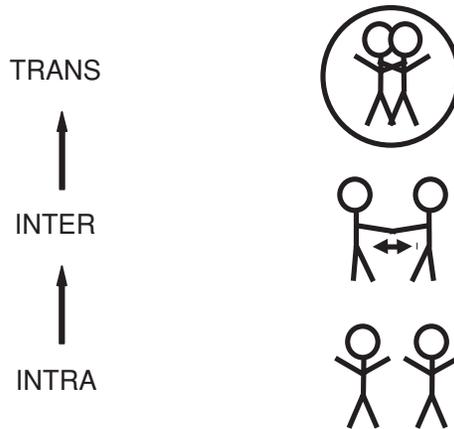


Abb. 1: Die Stufensequenz „Intra“, „Inter“ und „Trans“

Damit ist nun zwar im PIAGETSchen Sinne eine einzelne triadische Entwicklungssequenz abgeschlossen, nicht jedoch die Entwicklung in einem umfassenden Sinn. Sie kommt nämlich erneut in Gang, indem – nun zunächst streng formal gesprochen – erkannt wird, dass die vermeintlich objektive komplexe Einheit doch wieder auf gewissen subjektiven Voraussetzungen beruht. Das würde sich darin zeigen, dass je nach Standpunkt des Betrachters je verschiedene Versionen einer solchen „objektiven“ Perspektive entstünden, was zu einem neuen, aber zugleich höher entwickelten Subjektivismus führte, d. h. zu einer neuen Intra-Stufe und damit letztlich auch zu einer neuen Stufentriade.

Genauer gesagt zeigt sich hier, dass die Stufentriaden eingebettet sind in eine umfassendere Sequenz sog. Ebenen – so sieht es zumindest PIAGET (vgl. PIAGET & GARCIA 1989, 173) und für den Bereich des moralischen Denkens konnte dies auch gezeigt werden (vgl. insbes. MINNAMEIER 2000). Für diesen Bereich hat sich sogar herausgestellt, dass unter drei systematischen Aspekten („Egalisierung“, „Neutralisierung“ und „Universalisierung“) nicht nur Stufen und Ebenen, sondern darüber hinaus Hauptebenen differenziert werden müssen, so dass man insgesamt eine Sequenz von  $3 \times 3 \times 3$  Stufen erhält (vgl. Abb. 2).<sup>7</sup> Die drei skizzierten Wertkonzeptionen wären – das wird in Abschn. 4 noch näher begründet – dabei den Stufen III1a bis III1c zuzuordnen.

7 Diese Stufen sind nicht das Ergebnis einer bloßen Kategorisierung vorfindbarer Argumentationstypen. Vielmehr wurden sie systematisch auf Basis der strukturgenetischen Entwicklungstheorie generiert. Das heißt, es wurde insbesondere gezeigt, in welche immanenten Widersprüche das Denken einer bestimmten Stufe führt und wie diese logischen Beschränkungen durch die Entwicklung auf die jeweils nächsthöhere Stufe überwunden wird, so dass sukzessive komplexere Formen des moralischen Denkens entstehen (vgl. hierzu insbes. MINNAMEIER 2000).

STUFEN DES MORALISCHEN DENKENS			Lfd. Nr.
Universalisierung ( <i>d. moral. Standpunkts</i> )	Neutralisierung ( <i>ethischer Relativität</i> )	Egalisierung ( <i>valider Ansprüche</i> )	
Hauptebene III (Trans)	Ebene III3 (Trans)	Stufe III3c (trans)	27
		Stufe III3b (Inter)	26
		Stufe III3a (Intra)	25
	Ebene III2 (Inter)	Stufe III2c (Trans)	24
		Stufe III2b (Inter)	23
		Stufe III2a (Intra)	22
	Ebene III1 (Intra)	Stufe III1c (Trans)	21
		Stufe III1b (Inter)	20
		Stufe III1a (Intra)	19
Hauptebene II (Inter)	Ebene II3 (Trans)	Stufe II3c (Trans)	18
		Stufe II3b (Inter)	17
		Stufe II3a (Intra)	16
	Ebene II2 (Inter)	Stufe II2c (Trans)	15
		Stufe II2b (Inter)	14
		Stufe II2a (Intra)	13
	Ebene II1 (Intra)	Stufe II1c (Trans)	12
		Stufe II1b (Inter)	11
		Stufe II1a (Intra)	10
Hauptebene I (Intra)	Ebene I3 (Trans)	Stufe I3c (Trans)	9
		Stufe I3b (Inter)	8
		Stufe I3a (Intra)	7
	Ebene I2 (Inter)	Stufe I2c (Trans)	6
		Stufe I2b (Inter)	5
		Stufe I2a (Intra)	4
	Ebene I1 (Intra)	Stufe I1c (Trans)	3
		Stufe I1b (Inter)	2
		Stufe I1a (Intra)	1

Abb. 2: Kognitive Stufenhierarchie (hier zum moralischen Denken; vgl. MINNAMEIER 2000)

Wie gesagt, für den Bereich von Moral und Ethik lässt sich diese Struktur mit Inhalt füllen, und meine gegenwärtigen Ausführungen dienen dem Zweck, diesen Ansatz auf ökonomische Wertkonzeptionen zu übertragen, was hier und zum gegenwärtigen Zeitpunkt freilich (noch) nicht in vollem Umfang geleistet werden kann. Dennoch soll im Folgenden auf ein paar interessante Gesichtspunkte hingewiesen werden, die das kognitiv-strukturelle Rationale sichtbar macht.

#### 4 Weitere stufentheoretische Einblicke in werttheoretisches Denken

##### 4.1 Die „subjektive Werttheorie“

Blickt man auf das Gebiet der ökonomischen Werttheorien zurück, so hat sich in der Tat in der Nachfolge der Klassik wieder eine – tatsächlich auch so genannte – „subjektive Werttheorie“ herausgebildet.

In der Literatur wird oft behauptet, die utilitaristische Philosophie und die Entdeckung des Grenznutzens durch HERMANN HEINRICH GOSSEN bildeten den Ausgangspunkt für die subjektive Werttheorie, aber das ist, wie mir scheint, nicht ganz richtig. Der Utilitarismus als solcher, zumindest in seiner frühen Form, ist

nämlich durchaus mit der klassischen objektiven Werttheorie kompatibel, solange man von einer harmonischen Beziehung zwischen Eigennutz und Gemeinwohl ausgeht, was die klassische Lehre ja nachgerade kennzeichnet. Und GOSENS eigene Interpretation seiner Grenznutzenlehre läuft, zumindest nach Auffassung RUDOLF KAULLAS, selbst wieder auf das Ideal der objektiven Werttheorie hinaus, „nur daß er dieses aus der bisherigen Perspektive der Produzenten in die des Konsumenten rückte“ (1951, 46).<sup>8</sup>

Wirklich problematisch wird es erst an der Stelle, an der sich das von den Klassikern unterstellte und über Arbeitsmengen definierte harmonische Verhältnis von subjektivem Gebrauchs- und objektivem Tauschwert als Trugbild erweist.<sup>9</sup> Was speziell mit MENGER, JEVONS und WALRAS nun als *das* wirklich Neue hinzutritt, ist eine systematische Entkopplung von Nutzen auf der einen Seite und Arbeit auf der anderen. So heißt es etwa bei JEVONS: „Tatsache ist, daß *die einmal verwendete Arbeit keinen Einfluß auf den zukünftigen Wert irgendeiner Ware hat*: sie ist dahin und auf immer verloren. Im Handel ist, was vorübergegangen ist, auf immer vorübergegangen; und wir laufen jeden Augenblick von neuem aus und beurteilen den Wert der Dinge mit einem Ausblick auf den künftigen Nutzen“ (1871/1923, 156; H.i.O. gesperrt).

Wir haben es hier nun aber nicht einfach mit einer erneuten subjektivistischen Wende im Sinne eines einfachen Pendelschlags zu tun; dieser Subjektivismus ist vielmehr wesentlich radikaler als der vormalige, denn hier wird der Begriff des Nutzens selbst subjektivistisch gedeutet. CARL MENGER bringt das folgendermaßen auf den Punkt: „Wir haben ... darauf hingewiesen, daß ... (der Wert) nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben ... sei und nichts dem entgegensehe, daß ein Gut für ein wirtschaftendes Subjekt Wert habe, für ein anderes unter anderen Verhältnissen aber keinen Wert aufweise. Aber auch das *Maß* des Wertes ist durchaus subjektiver Natur und ein Gut kann deshalb ... für ein wirtschaftendes Subjekt einen großen, für ein anderes einen geringen, für ein drittes sogar keinen Wert haben. Was der eine verschmäh, wird von dem andern gesucht, was der eine preisgibt, nicht selten von einem andern aufgelesen ...“ (MENGER 1871/1923, 142).

Zuvor war also nur die Auffassung des Wertes als einer *Eigenschaft* der Güter verworfen worden, nun wird die eines „inneren Wertes“ bzw. „natürlichen Preises“,

8 Im Übrigen dachten ADAM SMITH und DAVID RICARDO selbst durchaus utilitaristisch. SMITH neigte – siehe auch obiges Zitat – sogar einer psychologischen Interpretation seines Arbeitsbegriffs zu (gleiches gilt für RICARDO; vgl. STAVENHAGEN 1969, 62).

9 Das hat z. B. JOHN STUART MILL klar erkannt. Er beklagt, der Arbeitsertrag werde „beinahe im entgegengesetzten Verhältnis zur Arbeit verteilt“ (zit. n. METTERNICH 1993, 292). So falle der größte Anteil denen zu, „die überhaupt niemals gearbeitet haben, der nächstgrößere denen, deren Arbeit fast nur auf dem Papier steht, und so in absteigender Linie, wobei die Vergütung um so mehr abnimmt, je härter und unangenehmer die Arbeit ist, bis schließlich die ermüdenste und anstrengendste körperliche Arbeit überhaupt nicht mehr auf einen selbst für die Lebensbedürfnisse notwendigen Lohn sicher rechnen kann“ (ebd.). JEVONS hat im Übrigen mit seiner Grenzleidtheorie, in Ergänzung zur Grenznutzentheorie, die bei SMITH schon angeklungene Psychologisierung der Arbeit fortgeführt, aber nun ist dieser Aspekt in eine radikal subjektivistische Perspektive eingebettet, bei der einzig und allein das Subjekt mit seinen individuellen Gefühlen und Wertschätzungen den Maßstab bildet. Zwar wird weiterhin Tauschäquivalenz im Sinne eines *intra-individuell* gleichen Grenznutzens des im Tausch Gegebenen und Empfangenen unterstellt, aber in der neutralen intersubjektiven Betrachtung ergibt sich Äquivalenz wieder allenfalls kontingent, auf der Basis unhintergebar subjektiver Bewertungen durch die jeweiligen Akteure.

wie ihn die Physiokraten und die Klassiker vor Augen hatten, über Bord geworfen. Dies ist m.E. der entscheidende Grund für die nun stattfindende „endgültige“ Trennung von Ethik und Ökonomik, wie sie beispielsweise LÉON WALRAS verkündet hat (vgl. 1874/1900, 11).<sup>10</sup> Mit der subjektiven Werttheorie kommt daher ein Relativismus zum Tragen wie er – auch im ethischen Kontext – Für die Ebene III2 charakteristisch und konstitutiv ist, weshalb die subjektive Werttheorie der Stufe III2a entspricht.

Zugleich werden aber auch systematische Beschränkungen überwunden. So hat z. B. AMONN darauf aufmerksam gemacht, dass RICARDO's Erklärung für die wertmäßige Differenzierung unterschiedlicher Arbeitsqualitäten<sup>11</sup> zirkulär ist, weil „zunächst der Wert des Gutes auf Arbeitsmenge zurückgeführt wird und dann Arbeitsmenge als teilweise bestimmt durch den Arbeitwert oder Preis bzw. Lohn betrachtet werden muss, der natürlich selbst wieder als vom Wert des Gutes abhängig angesehen werden muß“ (1956, 15).

Man könnte nun diese wissenschaftliche Entwicklung weiterverfolgen,<sup>12</sup> aber anstatt in dieser Richtung fortzufahren, soll im Folgenden – wenn auch nur ganz kurz – noch weiter in die Vergangenheit zurückgeblickt und das Augenmerk auf eine interessanterweise ganz ähnliche Entwicklung in der griechischen Antike gerichtet werden.

#### 4.2 Wertkonzepte der griechischen Antike

Anhand dieses historischen Zeitsprungs lässt sich auch die Differenzierung der Hauptebenen (vgl. Abb. 2) erläutern und illustrieren. Wie eingangs bereits angedeutet, markiert der Übergang von Hauptebene II zu Hauptebene III den Beginn

10 Sie war freilich auch nur eine vorläufige Trennung (vgl. hierzu etwa SEN 1987). Darüber hinaus ist es aber auch erst unter der Voraussetzung von Wertrelativität möglich, dass in Tauschhandlungen *beide Seiten* wirklich dazu gewinnen, was eine wesentliche Erkenntnis der subjektiven Werttheoretiker darstellt.

11 Eine höhere Entlohnung qualitativ höherwertiger Arbeit wurde von den Klassikern damit erklärt, dass diese Arbeit einer entsprechend größeren Menge niedrig qualifizierter Arbeit gleichkommt.

12 Anzumerken wäre diesbezüglich, dass die subjektive Werttheorie von der am Pareto-Optimum orientierten Wohlfahrtsökonomie abgelöst wurde, und zwar ausgelöst zunächst durch die Erkenntnis, dass eine kardinale Nutzenbestimmung nicht möglich ist und daher nicht vom subjektiven Nutzen Einzelner auf ein gesellschaftliches Nutzenmaximum geschlossen werden kann (vgl. z. B. KOCH 1995, 315), ebenso wenig wie nach dieser Sichtweise individuelle Nutzenverhältnisse kommensurabel sind. Ein pareto-optimaler Zustand ist dadurch gekennzeichnet, dass sich die Lage eines Wirtschaftssubjekts nicht mehr verbessern lässt, ohne dass zugleich die eines anderen verschlechtert würde. Auf dieser Basis lässt sich zwar prinzipiell ein (intersubjektives) Marktgleichgewicht bestimmen, was schließlich von ARROW und DEBREU bewiesen wurde und was entsprechende *Marktwerte* für Güter und Dienstleistungen ergibt, aber die individuelle Perspektive gerät damit wieder aus dem Blick. In der Tat sagt ein Pareto-Optimum nichts über die Wohlstandsverteilung aus, so dass pareto-optimale Zustände denkbar sind, bei denen die einen im Luxus leben, während die anderen in Armut darben. Der Wert einer Sache im Sinne ihres Nutzens für ein bestimmtes Individuum kann also auch im Gleichgewichtszustand ganz verschieden sein. Ein Versuch von KALDOR und HICKS, dieses Problem durch Einführung von Kompensationskriterien zu lösen, kann als gescheitert angesehen werden (vgl. hierzu etwa KOLB 2004, 144). Schließlich wurde vorgeschlagen, ethisch legitimierte Regeln einzuführen, um ein *bestimmtes, sozial erwünschtes* Pareto-Optimum zu realisieren (vgl. hierzu z. B. HARSANYI 1955; SAMUELSON & NORDHAUS 1987, 393–422; SEN 1987), was wiederum einer Objektivierung von Wertverhältnissen gleichkommt.

des neuzeitlichen werttheoretischen Denkens. Während die älteren Wertkonzeptionen allesamt auf ein normatives Ideal hin ausgerichtet waren, sind neuzeitliche Werttheorien einzig und allein auf rationale und deskriptive Analyse gegründet. Mit dem Übergang von Hauptebene I auf Hauptebene II wird hier nun ein gleichermaßen einschneidender kultur- bzw. geistesgeschichtlicher Entwicklungssprung abgebildet, wie er sich mit dem Entstehen des antiken griechischen Denkens vollzogen hatte.

Es ist bekannt, dass mit der antiken griechischen Kultur auch ein neues, insbesondere vergleichsweise abstraktes Denken entstanden ist (vgl. z. B. SNELL 1946, 15–37; vgl. auch SCHUMPETER 1965, 91)). Wenn man sich nun mit dem ökonomischen Denken der griechischen Antike befasst, so erfährt man, dass schon zu HOMERS Zeit nicht nur ein Begriff des Wertes im Unterschied zum Preis sowie ein abstrakter Vermögensbegriff ausgebildet ist (vgl. AUSTIN & VIDAL-NAQUET 1984, 33), sondern auch, dass für die Bestimmung des Warenwertes *subjektive, am individuellen Bedarf ausgerichtete Beweggründe* maßgeblich waren (vgl. BALOGLU & CONSTANTINIDIS 1992, 11).<sup>13</sup> Der subjektive Wert eines Gegenstandes hängt bei HOMER auch von der Wertschätzung ab, die man sich durch ihn bei Mitgliedern der *peer group* bzw. in der sozialen Gemeinschaft erhofft (vgl. BROWN 1998, 171). Auch die Vorstellung der kontinuierlichen Vermögensmehrung ist sowohl bei HOMER<sup>14</sup> als auch bei HESIOD belegt.<sup>15</sup>

Spätestens seit HESIOD wird aber auch gefordert, dass der Gütertausch von Fairness geprägt sein soll. So heißt es bei ihm etwa: „Gutes Maß laß dir geben vom Nachbarn, gutes gib wieder ... Such keinen krummen Gewinn“ (1992, 38 [*Werke und Tage*, 349–352])<sup>16</sup>. Insgesamt entspricht dieses Denken der Stufe II1a: Der Wert wird unabhängig vom Preis, aber mit Bezug auf ein normatives Weltbild bestimmt (daher Hauptebene II). Ebene und Stufe bestimmen sich in Analogie zur Erläuterung der neuzeitlichen Wertkonzeptionen.

Bei HESIOD finden sich andererseits auch zahlreiche Klagen über wirtschaftliche Ungerechtigkeiten. So lehnt er den Handel generell ab<sup>17</sup> und fordert zum ehrlichen Erwerb durch Arbeit auf,<sup>18</sup> dessen Basis freilich ein entsprechender

13 In der Ilias (7.472–476) beispielsweise wird von regem Handel erzählt, wobei sich die Preise offenbar nach dem jeweiligen Bedarf bzw. nach Angebot und Nachfrage richteten (vgl. auch STANLEY 1986; BALOGLU & CONSTANTINIDIS 1992, 11).

14 Einem untadeligen König „(beschert) die schwarze Erde ... Weizen und Gerste in Fülle; da biegen sich Bäume vor Früchten, kraftvolles Kleinvieh wirft seine Jungen, das Meer ist voll Fischen. Dank seiner trefflichen Führung ertüchtigt sein Volk sich im Guten“ (1990, 519 [*Odyssee* 19.111–114]). Wie der letzte Satz andeutet, fällt einem dieser Zuwachs nicht zu, sondern ist das Ergebnis fleißigen und intelligenten Schaffens. „Kluge Besinnung fördert den Holzfäller mehr als die Stärke, nur mit Besinnung vermag im dunkelen Meere der Schiffer sicher zu lenken sein schnelles Schiff, das die Winde zerrütteln: so besiegt mit Besinnung ein Wagenlenker den andern“ (1989, 787 [*Ilias* 23.315–318]).

15 Siehe Anm. 18.

16 Die im Original an die Zeilenanfänge gesetzten Großbuchstaben werden hier – auch bei den folgenden Zitaten – unterdrückt.

17 „Laß nicht vom Streit, dem Böses gefällt, am Schaffen dich hindern, daß nach Händeln du spähest, das Ohr bei des Marktes Gerede. Wenig Zeit bleibt nämlich zum Zanken und Reden am Marktplatz, wenn nicht daheim ein Vorrat fürs Jahr zum Leben bereitliegt, Ernteertrag, wie die Erde ihn bringt, der Demeter Kornfrucht“ (HESIOD 1992, 28 [*Werke und Tage*, 28–29]).

18 „Arbeite, Perses, erlaucht von Geburt, auf daß dich der Hunger meidet voll Haß, doch dich gern hat im Schmuck ihres Kranzes Demeter, würdig und hehr, und mache von Nahrung voll diene

Vermögensstamm ist: „Erst einmal ein Gehöft, eine Frau, einen Ochsen zum Pflügen“ (ebd., 40 [*Werke und Tage*, 405]). Ansonsten hebt er den Wettstreit bei der Arbeit positiv hervor: „Den Nachbarn stachelt der Nachbar, wenn er nach Wohlstand strebt. *Der Streit ist gut für die Menschen!*“ (ebd., 27 [*Werke und Tage*, 23–24]). Darüber hinaus sind für HESIOD „Boden“ und „Arbeit“ die Quellen des Wohlstands. So finden sich bei ihm umfangreiche Hinweise dazu, wie man den Bodenertrag mit Geschick und Fleiß optimieren könne (vgl. z. B. ebd., 39 [*Werke und Tage*, 383–396]).

Was hier m. E. deutlich wird, ist ein ähnlicher Übergang wie der vom Merkantilismus zur Physiokratie. Das zeigt sich vor allem an einem der ökonomischen Hauptprobleme jener Zeit. Zahlreiche Bauern fielen nämlich in Schuldknechtschaft, weil sie nur kleine Güter bewirtschafteten und die hohen Abgaben an ihre Gläubiger nicht mehr entrichten konnten. Da sie mit ihrer Person hafteten, konnten sie im Falle der Zahlungsunfähigkeit sogar in die Sklaverei verkauft werden, was häufig vorkam. Das führte in mehreren Poleis zu einer schweren Krise und ließ vielfach Forderungen nach einer Neuverteilung des Bodens aufkommen, und zwar im Sinne einer Gleichverteilung. Die Forderung ist für Athen, Megara und Sparta belegt, und zumindest in Korinth, wie auch einigen anderen Orten, wurde eine derartige Bodenreform auch tatsächlich durchgeführt (vgl. AUSTIN & VIDAL-NAQUET 1984, 59; vgl. auch KYRTATAS 2002, 143; MORRIS 2002, 40). Auch damals kam man also offenbar zu der Auffassung, man müsse für die einzelnen Wirtschaftssubjekte gleiche Grundbedingungen etablieren, so dass der wirtschaftliche Erfolg und Reichtum einzig und allein von der individuellen Leistung abhängen sollte und so ein fairer Wettbewerb gesichert würde (vgl. auch MORRIS 2002, 35–38; FOXHALL 2002, 210–212). Insofern entspricht dieses Denken der Stufe II1b.

In Athen kam es interessanterweise nicht zu einer solchen Reform. SOLON hatte den Konflikt vielmehr dahingehend entschieden, dass nur die Schuldknechtschaft als solche abgeschafft und die Schulden erlassen wurden. Eine Neuverteilung des Landes lehnte er jedoch ab. Viele hatten das von ihm verlangt, „und jetzt sehen sie mich voller Zorn alle mit schiefem Blick wie einen Feind an. Ohne Grund, denn dank den Göttern führte ich aus, was ich versprach, und es wäre falsch gewesen, mehr zu tun. Es paßt mir nicht, mit Tyrannenzwang zu handeln, oder daß Schlechte und Gute gleichen Anteil haben an der fetten Erde der Heimat“ (SOLON, Frag. 23, zit. n. AUSTIN & VIDAL-NAQUET 1984, 191; vgl. auch FREEMAN 1976, 85–89). SOLON scheint also durchaus gesehen zu haben, dass Vermögen nicht nur eine *Voraussetzung* für Gewinnerzielung, sondern auch deren Ergebnis darstellt. Darin zeigt sich m. E. wieder eine Parallele zur Arbeitswerttheorie, wofür im Übrigen auch spricht, dass SOLON die gesellschaftlichen Klassen erstmals nach der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und nicht mehr nach der Herkunft eingeteilt hat (vgl. AUSTIN & VIDAL-NAQUET 1984, 45), dass die Wirtschaftstätigkeit im Allgemeinen und speziell auch Handel und Handwerk gefördert wurden (vgl. z. B. WATERS 1960,

Scheuer. Denn der Hunger ist treuer Kumpan dem trägen Gesellen. Dem verargen es Götter und Menschen, welcher in Trägheit hinbringt den Tag, wie die Drohnen, die stachellosen, es lieben, welche der Bienen geduldig Bemühen vertilgen in Trägheit, fressend die Tracht. Du mache dich gern an das Maß deiner Arbeit, daß dir der Jahreszeiten Ertrag ausfüllt deine Speicher. Tätigkeit ists (sic!), die die Männer an Herden reich macht und Silber; und wer zufaßt beim Werk, den Unsterblichen ist er viel lieber. Arbeit, *die* ist nicht Schande, das Nichtstun jedoch, das ist Schande“ (HESIOD 1992, 36 [*Werke und Tage*, 299–311]).

188–190; vgl. auch FREEMAN 1976, 141–142; v. REDEN 1992, 23–24; STANLEY 1999, 207–209, 234–256)<sup>19</sup>. Folglich ist dieses Denken der Stufe II1c zuzuordnen.

Schließlich hat sich in der Folgezeit auch eine radikal-subjektivistische Perspektive ausgeprägt (Stufe II2a), die in XENOPHONS *Oikonomikos* belegt ist. Dort vertritt z. B. ein junger Mann namens Kritobulos die Auffassung, der Wert einer Sache hänge einzig und allein davon ab, was das jeweilige Individuum damit anfangen könne. SOKRATES fasst seine Ausführungen folgendermaßen zusammen: „Du also ... hältst das Nützliche für etwas Wertvolles (Besitz), das Schädliche dagegen nicht. (...) Wenn also das sich so verhält, dann besitzt derjenige, der mit den einzelnen Dingen umgehen kann, etwa Wertvolles, der aber, der nicht damit umzugehen versteht, eben nicht; gerade wie Flöten für den, der sie kunstgerecht zu blasen versteht, etwas Wertvolles darstellen, für den aber, der damit nicht umgehen kann, nicht mehr wert sind als nutzlose Steine, es sei denn, daß er sie verkauft“ (I.10–11, zit. aus MEYER 1975, 6). Es werden noch zahlreiche Beispiele dieser Art genannt, die jeweils zum Ausdruck bringen, dass der Wert im subjektiven Nutzen liege und dass der Nutzen von der individuellen Fähigkeit der *Nutzung* abhängt.<sup>20</sup> Die sich darin insgesamt andeutende Parallele zur subjektiven Wertlehre des 19. Jahrhunderts liegt auf der Hand.

## 5 Wirtschafts- und wissenschaftsdidaktische Schlussfolgerungen

1. Zur ökonomischen Thematik als solcher: Die entwicklungstheoretische Rekonstruktion schärft m.E. den Blick für grundlegende Fortschritte auf dem Gebiet der ökonomischen Werttheorie. Zugleich wird ersichtlich, in welcher Hinsicht einzelne Werttheorien jeweils als „subjektiv“ bzw. „objektiv“ zu bezeichnen sind. Die bisherige Literatur liefert diesbezüglich bislang kein durchgängig systematisches Bild. Wir sind es in diesem Zusammenhang auch gewohnt, die Wissenschaftsgeschichte in entsprechende „Traditionen“ einzuteilen, so als gäbe es einen Strang der „subjektiven“ und einen der „objektiven“ Wertlehren. Und Ähnliches beobachtet man auch in anderen Bereichen – man denke etwa an die statischen und dynamischen Bilanzauffassungen (vgl. hierzu z. B. OBERBRINKMANN 1990). Demgegenüber legen die obigen Ausführungen den Gedan-

19 SITTA VON REDEN hebt vor allem einen Bewusstseinswandel hervor, der darin bestand, dass Einkommen aus dem Verkauf handwerklicher Erzeugnisse nun nicht mehr als Raub oder Ausdruck von Gewinnsucht verstanden wurden. Während Arbeit zuvor vorwiegend unter dem Aspekt der Anstrengung betrachtet worden war, wurde nun der Aspekt der *Techné*, also der besonderen Fähigkeit, stärker hervorgehoben (vgl. auch v. REDEN 1992, 10–14).

20 An einer späteren Stelle erläutert etwa Isomachos, wie der Gewinn als Differenz aus Erträgen und Aufwendungen entsteht und worauf dabei zu achten ist: „Wenn nämlich einerseits die Ausgaben in vollem Umfang aus dem Hause gehen, andererseits die Arbeiten demgegenüber nicht mit Gewinn abgeschlossen werden, dann darf man sich nicht mehr darüber wundern, wenn sich anstelle des Überschusses eine Notlage einstellt. Daß allerdings denen, die (für einen Betrieb) zu sorgen verstehen, aus der Landwirtschaft auch ein sehr brauchbarer Gewinn erwächst, hat mein Vater selbst unter Beweis gestellt und auch mich gelehrt. Denn niemals ließ er einen bebauten Acker erwerben, sondern wenn einer durch Nachlässigkeit oder Unfähigkeit der Besitzer unbestellt und nicht bepflanzt sei, den zu kaufen riet er. (...) Du mußt nämlich wissen, Sokrates, ... dass wir schon viele Grundstücke auf das Mehrfache ihres ursprünglichen Preises gebracht haben“ (*Oikonomikos*, XX.21–24, zit aus MEYER 1975, 83).

- ken nahe, dass sich die Entwicklung gerade nicht in voneinander eher unabhängigen Traditionen – sozusagen parallel – vollzieht und dass die Idee ungebrochener Traditionen eben mehr verdeckt als erhellt.
2. Unter einem pädagogischen Aspekt interessiert letztlich nicht die Historiogenese, sondern die individuelle Ontogenese. Eingangs wurde ja bereits auf die Parallelitätshypothese hingewiesen, nach der Menschen in ihrer individuellen Entwicklung *prinzipiell* dieselben Stufen durchlaufen müssten wie die Wissenschaft in ihrer historischen. Insofern müsste auch vermittlungsmethodisch explizit oder implizit entlang des Stufenaufbaus vorgegangen werden. Diese Überlegung erscheint vielleicht teils plausibel, teils unplausibel: *plausibel*, weil der Mensch eben nicht im kantischen Sinne über apriorisches Wissen verfügt, sondern sukzessive abstraktere Kategorien erst nach und nach aufbauen muss; *unplausibel*, weil man ja offenbar auch ohne eine solch strenge Methodik im Unterricht bzw. in Lehrveranstaltungen Wissen vermitteln bzw. erwerben kann – und das, obwohl man davon ausgehen muss, dass die Adressaten jeweils auf verschiedenen Stufen der kognitiven Entwicklung stehen. Zu dieser Problematik wäre zweierlei anmerken, und das führt mich zum dritten und vierten Punkt:
  3. PIAGET ging im Rahmen seiner Theorie der Intelligenzentwicklung davon aus, dass ein Individuum, das eine bestimmte allgemeine Stufe der Denkentwicklung erreicht hat, in jeder beliebigen Domäne auf diesem bestimmten Abstraktionsniveau denken würde. Diese starke strukturalistische Hypothese hat sich zwar als Irrtum herausgestellt – was damit zusammenhängt, dass die Strukturen eben jeweils an bestimmte Inhalte gebunden sind. Aber es ist durchaus denkbar, dass bestimmte Grundeinsichten von *einer* Wissensdomäne *in eine andere* transferiert werden können, vor allem durch pädagogische Anleitung und im Wege der analogen Übertragung (z. B. von der Ethik zur Ökonomik). So wäre es denn auch prinzipiell möglich, dass man innerhalb einer Domäne eine Anzahl von Stufen „überspringt“.
  4. Aber dennoch ist Vorsicht geboten! Gerade die Einführung in die Volkswirtschaftslehre bzw. Mikroökonomik geht üblicherweise von den Bedürfnissen und der Annahme ihrer Unersättlichkeit aus. Dagegen ist zwar grundsätzlich nichts einzuwenden, aber man muss doch beachten, dass ein solcher Zugang, obwohl er vom Lehrenden im Sinne einer „aufgeklärten“ Werttheorie gemeint ist, bereits auf der Basis eines gewissermaßen „frühgriechischen“ Verständnisses irgendwie nachvollziehbar ist. Und auf das „irgendwie“ kommt es hier natürlich an! Es wäre denkbar, dass Lehrende und Lernende sich *nur scheinbar* verstehen, tatsächlich aber doch von recht verschiedenen Dingen reden bzw. in verschiedenen Kategorien denken. Es muss vorerst offen bleiben, ob das wirklich der Fall ist; aber wenn und insoweit es zutrifft, müsste im Vermittlungsprozess verstärkt Wert darauf gelegt werden, das Verständnis der Lernenden *kritisch* zu prüfen und evtl. Fehlvorstellungen oder Simplifizierungen allererst aufzudecken. Das heißt, man müsste in der Kommunikation *mehr auf die Divergenzen als auf die Konvergenzen* achten.<sup>21</sup>

21 Dazu gehört etwa, wenn (nicht nur) junge Menschen im Sinne der Hauptebene II wirtschaftliche Fragen auf einen scheinbar feststehenden äußeren normativen Rahmen projizieren, z. B. indem sie Verteilungsfragen vor dem Hintergrund einer normativ verstandenen Idealgesellschaft thematisieren, in der jeder „das Seine“ bekommt, ohne die für die modernen Werttheorien typische analytische Perspektive einzunehmen. So wäre im Übrigen auch zu erklären, warum manche

5. Die Frage der „Verständnisse“ und „Missverständnisse“ wäre auch noch unter einem weiteren, didaktisch besonders bedeutsamen Aspekt zu beleuchten, und zwar unter dem der „didaktischen Reduktion“ (vgl. z. B. GRÜNER 1967; HAUPTMEIER 1968; VOGEL 1983). Dieses Prinzip besagt, dass man schwierige bzw. komplizierte Lehrinhalte vereinfachen müsse, so dass sie von den Lernenden verstanden würden. Gerade dabei besteht jedoch die Gefahr, dass der betreffende Gegenstand im schlimmen Wortsinn „simplifiziert“ wird und am Ende nicht mehr der ist, der er eigentlich sein sollte (weshalb HAUPTMEIER späterhin den kognitiv-entwicklungstheoretischen Aspekt besonders betont hat; vgl. 1980, 830–831). Das geschieht nicht etwa nur, wenn man wirtschaftswissenschaftliche Inhalte für den wirtschaftskundlichen Unterricht in Schulen aufbereitet, sondern schlägt auch wissenschaftsdidaktisch durch. Um hierfür ein Beispiel zu geben: RECKTENWALD etwa kritisiert die Arbeitswerttheorie mit den folgenden Worten: „Die Arbeitswerttheorie ist völlig wirklichkeitsfremd, zumal niemand im Alltag auch nur auf den Gedanken kommt, einen Gegenstand nach der jeweils aufgewandten Arbeit zu bewerten. Vielmehr fragt jedermann nach dem Nutzen, den das Gut einem verschafft oder den man aufgeben muß, um es zu erhalten“ (RECKTENWALD, 1983, 45). Dazu ist zu sagen, dass man die Arbeitswerttheorie mit guten Gründen kritisieren kann, aber eben nicht mit dieser Begründung, weil es gar nicht darum geht, wonach die Menschen im Alltag fragen. *Diese* Kritik geht am Kern der Arbeitswerttheorie glatt vorbei und lässt sie damit implizit als etwas erscheinen, das sie gar nicht ist.
6. Abschließend noch eine Bemerkung zu einem zentralen didaktischen Problem: Es ist heutzutage nach wie vor viel von Schlüsselkompetenzen die Rede, bei denen freilich meist unklar bleibt, worin sie denn genau bestehen sollen (vgl. MINNAMEIER 1997; 2004). Selbst wenn wir uns dabei nur auf die sog. Fachkompetenz, also auf den kognitiven Bereich beziehen, stoßen wir auf eher unbestimmte Zielvorgaben, wie die Forderung nach der Vermittlung zentraler Einsichten und den damit verbundenen Handlungskompetenzen. Solche Forderungen klingen zwar plausibel und vielleicht sogar trivial; aber es dürfte klar geworden sein, wie schwierig die Frage danach zu beantworten ist, worin grundlegende Einsichten in ihrer inhaltlichen Substanz jeweils bestehen. Hierzu sollte am Beispiel der Werttheorie und ihrer Entwicklung ein kleiner, bezogen auf die Größe und Offenheit des Problems wirklich nur kleiner Beitrag geleistet werden, was hoffentlich wenigstens im Ansatz gelungen ist.

## Literatur

- Amonn, A. (1956): Ricardo, David. In: E. v. Beckerath u. a. (Hrsg.): Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Bd. 9. Stuttgart: Fischer, 13–20
- Austin, M. & Vidal-Naquet, P. (1984): Gesellschaft und Wirtschaft im alten Griechenland. München: Beck

zwar durchaus theoretisches Wissen erwerben, dann aber doch nicht viel damit anfangen können – weil nämlich das vermittelte Wissen in ihrem Weltbild keine spezifische Relevanz hat. Solches ist übrigens auch im historischen Kontext bekannt, und es wäre z. B. eine Erklärung dafür, warum GOSSENS Grenznutzenlehre zunächst einmal ein Vierteljahrhundert lang völlig unbeachtet geblieben ist.

- Baloglou, C. P. & Constantinidis, A. (1992): Die Wirtschaft in der Gedankenwelt der alten Griechen. Frankfurt/Main: Lang
- Brown, A. (1998): Homeric talents and the ethics of exchange. *Journal of Hellenic Studies*, 118, 165–172
- Cantillon, R. (1755/1931): Abhandlung über die Natur des Handels im allgemeinen. Jena: Fischer
- Foxhall, L. (2002): Access to resources in classical Greece – The egalitarianism of the polis in practice. In: P. Cartledge, E. E. Cohen & L. Foxhall (Hrsg.): *Money, labour and land – Approaches to the economics of ancient Greece*. London: Routledge, 209–220
- Freeman, K. (1976): *The work and life of Solon*. New York: Arno Press
- Goldschmid, W. (1949): Geminiano Montanari – Ein früher italienischer Wert- und Geldtheoretiker. Zürich: Girsberger
- Grüner, G. (1967): Die didaktische Reduktion als Kernstück der Didaktik. *Die Deutsche Schule*, 59, 414–430.
- Hauptmeier, G. (1968): Die didaktische Reduktion als methodische Möglichkeit im Wirtschaftskundeunterricht. *Die Deutsche Berufs- und Fachschule*, 64, 925–938
- Hauptmeier, G. (1980): Verfahrensweisen der didaktischen Reduktion. Möglichkeiten einer unterrichtspraktischen Umsetzung. *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, 76, 820–834
- Harsanyi, J. (1955): Cardinal welfare, individualistic ethics, and interpersonal comparisons of utility. *Journal of Political economy*, 63, 309–321
- Hesiod (1992): *Werke und Tage*. In: Hesiod – Vergil – Ovid: *Werke und Tage – Vom Landbau – Liebeskunst* (übers. v. W. Marg, J. u. M. Götte sowie N. Holzberg). 2. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 27–50
- Homer (1989): *Ilias*. 9. Aufl., München: Artemis
- Homer (1990): *Odyssee*. 9. Aufl., München: Artemis
- Jevons, W. S. (1871/1923): *Die Theorie der Politischen Ökonomie*. Jena: Fischer
- Kant, I. (1781/1968): *Kritik der reinen Vernunft*. In: *Kants Werke – Akademie Textausgabe*, Bd. 4. Berlin: de Gruyter, 1–252
- Kaulla, R. (1906): *Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien*. Tübingen: Laupp
- Kaulla, R. (1951): *Staat, Stände und der gerechte Preis – Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des ökonomischen Wertproblems*. 2. Aufl., Basel: Verlag für Recht und Gesellschaft
- Koch, C. (1995): *Die ökonomische Werttheorie aus philosophischer Perspektive*. Aachen: Shaker
- Kolb, G. (2004): *Geschichte der Volkswirtschaftslehre – Dogmenhistorische Positionen des ökonomischen Denkens*. 2. Aufl., München: Vahlen
- Kruse, A. (1959): *Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien*. 4., verb. u. erw. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot
- Kyrtatas, D. J. (2002): Domination and Exploitation. In: P. Cartledge, E. E. Cohen & L. Foxhall (Hrsg.): *Money, labour and land – Approaches to the economics of ancient Greece*. London: Routledge, 140–155
- Menger, Carl (1871/1923): *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*. 2. Aufl. (hrsg. von K. Menger jun.). Wien: Hölder-Pichler-Tempsky
- Metternich, R. K. (1993): *Die Entwicklung der Werttheorie und ihre Beziehung zum Gewinnstreben – Eine dogmengeschichtliche Analyse bis zu den Klassikern und Neoklassikern der Nationalökonomie*. Köln: Univ. Diss.
- Meyer, K. (1975): *Xenophon's „Oikonomikos“ – Übersetzung und Kommentar*. Westerbürg: Kaesberger (Marburg, Univ. Diss.)
- Minnameier, G. (1997): Die unerschlossenen Schlüsselqualifikationen und das Elend des Konstruktivismus – Ein Beitrag zur Orientierung in Fragen der Handlungsorientierung. *Zeitschrift für Berufs- und Wirtschaftspädagogik*, 93, 1–29
- Minnameier, G. (2000): *Strukturgenese moralischen Denkens – Eine Rekonstruktion der Piagetschen Entwicklungslogik und ihre moraltheoretischen Folgen*. Münster: Waxmann

- Minnameier, G. (2001): A new stairway to moral heaven – A systematic reconstruction of stages of moral thinking based on a Piagetian ‚logic‘ of cognitive development. *Journal of Moral Education*, 30, 317–337
- Minnameier (2004): Wie fruchtbar sind die Lernfelder? *Wirtschaft und Erziehung*, 56, 239–246
- Montaigne, M. (1580–1588/1998): *Essais*. Übers. v. H. Stilett, Frankfurt/Main: Eichborn.
- Monroe, A. E. (1966): *Monetary Theory before Adam Smith*. New York: Kelley
- Morris, I. (2002): Hard surfaces. In: P. Cartledge, E. E. Cohen & L. Foxhall (Hrsg.): *Money, labour and land – Approaches to the economics of ancient Greece*. London: Routledge, 8–43
- Oberbrinkmann, F. (1990): *Statische und dynamische Interpretation der Handelsbilanz – Eine Untersuchung der historischen Entwicklung, insbes. der Bilanzrechtsaufgabe und der Bilanzrechtskonzeption*. Düsseldorf: IDW-Verlag
- Oncken, A. (1902): *Geschichte der Nationalökonomie – Erster Teil: Die Zeit vor Adam Smith*. Leipzig: Hirschfeld
- Petty, W. (1662/1963): *Treatise of Taxes and Contributions*. In: C. H. Hull (Hrsg.): *the Economic Writings of Sir William Petty*. New York: Kelley, 1–97
- Piaget, J. & Garcia, R. (1989): *Psychogenesis and the history of science*. New York: Columbia University Press
- Recktenwald, H. C. (1983): *Lexikon der Staats- und Geldwirtschaft – Ein Lehr- und Nachschlagewerk*. München: Vahlen
- Reden, S. von (1992): Arbeit und Zivilisation: Kriterien der Selbstdefinition im antiken Athen. *Münstersche Beiträge zur antiken Handelsgeschichte*, 11/1, 1–31
- Ricardo, D. (1817/1972): *Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung*. Stuttgart: Fischer
- Ricardo, D. (1986): Absoluter Wert und Tauschwert. In: B. Schefold (Hrsg.): *Ökonomische Klassik im Umbruch – Theoretische Aufsätze von David Ricardo, Alfred Marshall, Vladimir K. Dimitriev und Piero Sraffa*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 15–33
- Samuelson, P. A. & Nordhaus, W. D. (1987): *Vorkswirtschaftslehre – Grundlagen der Makro- und Mikroökonomie*, Bd. 2. 8., grundlegend überarb. dt. Aufl., Köln: Bundesverlag
- Schumpeter, J. A. (1965): *Geschichte der ökonomischen Analyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Sen, A. (1987): *On ethics and economics*. Cambridge, MA: Blackwell
- Smith, A. (1776/1974): *Der Wohlstand der Nationen – Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. München: Beck
- Snell, B. (1946): *Die Entdeckung des Geistes – Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*. Hamburg: Claaßen & Goverts
- Stanley, P. V. (1986): The function of trade in Homeric society. *Münstersche Beiträge zur antiken Handelsgeschichte*, 5/2, 5–15
- Stanley, P. V. (1999): *The economic reforms of Solon*. St. Katharinen: Scripta Mercaturae
- Stavenhagen, G. (1969): *Geschichte der Wirtschaftstheorie*. 4. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Steuart, J. (1770/1913): *Untersuchung über die Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, Bd. 1. Jena: Fischer
- Vogel, P. (1983): Reduktion, didaktische. In: H.-D. Haller & H. Meyer (Hrsg.): *Enzyklopädie der Erziehungswissenschaft*, Bd. 3: Ziele und Inhalte der Erziehung und des Unterrichts. Stuttgart: Klett-Cotta, 567–571
- Walras, L. (1874/1900): *Eléments d'économie politique pure ou théorie de la richesse sociale*. 4. Aufl., Lausanne: Rouge
- Waters, K. H. (1960): Solon's ‚price-equalisation‘. *Journal of Hellenic Studies*, 80, 181–190

Anschrift des Autors: PD Dr. Gerhard Minnameier, Welder-Weg 3, 55128 Mainz (Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, Lehrstuhl für Wirtschaftspädagogik)